

Aus der Küche holt Carsten ein altes Foto. Darauf sind er und sein Onkel zu sehen, im Schottentrock. Aufgenommen wurde das Bild bei einer Hochzeit, zu der die Familie nach Schottland gereist war. Carsten, der in Frankfurt als Architekt arbeitet, erzählt, wie sie in ihren Kilts in eine Kneipe gegangen sind und wie seltsam sie sich damals in ihrem Outfit vorgekommen sind. Wie lustig das war. Und wie schön das war. Wie viele Jahre das Foto schon in der Küche hängt, das weiß er gar nicht mehr so genau.

Carstens Onkel ist gestorben, vor ein paar Wochen, an Covid-19. Hat sich, wie so viele andere auch, infiziert, als er – wegen Problemen bei der Durchblutung – im Krankenhaus war. Carsten erinnert sich, wie seine Tante ganz aufgelöst angerufen hatte, als sie erfahren hatte, dass ihr Mann positiv auf das Coronavirus getestet wurde. Und wie er versuchte, sie, aber auch sich selbst zu beruhigen. Das wird schon wieder gut, war seine Hoffnung. Doch es wurde nicht mehr gut.

Seine Tante, erzählt Carsten, hat enorm darunter gelitten, dass sie ihren Mann nicht sehen konnte, als es ihm so schlecht ging. Per Telefon hielt sie den Kontakt. Doch auch das war nicht einfach. An manchen Tagen fehlte dem Onkel die Luft zum Sprechen. Dann haben die beiden sich SMS-Nachrichten geschrieben. Oder ein Arzt oder eine Ärztin rief an und berichtete, wie es dem Patienten geht.

Beinahe fünf Wochen lang konnte sich das Paar nicht sehen. Erst ein paar Tage bevor der Onkel schließlich starb, durfte seine Frau doch noch einmal auf die Station. „Das war wichtig“, sagt Carsten. „Trauer hat etwas damit zu tun, sich zu sehen, sonst fehlt etwas beim Verabschieden.“

Bevor sie zur Beerdigung gefahren sind, haben Carsten, seine Frau und ihr Sohn sich testen lassen. So konnten sie bei der Tante sein, konnten sie auch umarmen, sie trösten. Den anderen Trauergästen war das versagt, die Hygieneregeln ließen es nicht zu.

Trauerfeiern im engsten Kreis, mit Mindestabstand und Masken, aber ohne Händedruck oder Umarmung: Anders geht es gerade nicht. Für die, die trauern, ist das eine Belastung, die das Leiden oft noch verstärkt. Und für die Gäste mindestens eine irritierende Situation. Viele versuchen, trotzdem das Beste daraus zu machen. „Ich habe auf der Beerdigung einen Mann gesehen, der sich einfach kurz verneigt hat, das empfand ich als schöne Geste“, erzählt Alexia, die Frau von Carsten.

Was die beiden bei dem Begräbnis vermisst haben, war auch der sogenannte Leichenschmaus. „Erst wenn solch ein Ritual plötzlich fehlt, dann weiß man, was das für eine gute Sache ist“, sagt Alexia. Dass man zusammensitzt, über den Verstorbenen spricht, sich an Momente aus der Vergangenheit erinnert, dass sich etwas von der Trauer löst. Auch der Tante ging es so, auch sie litt darunter. Das Zusammentreffen mit Freunden und Verwandten will sie deshalb nachholen. Sobald es wieder geht. Wenn man sich wieder treffen kann ohne Angst vor einer Ansteckung.

Verändert Corona, auch auf Dauer, unseren Umgang mit dem Tod? Was macht es mit den Menschen, wenn ein Virus die Rituale des Abschiednehmens und des Trauerns durchkreuzt, wenn Menschen zum Sterben in der Einsamkeit verdammt sind, wenn man Trauernde nicht mehr in den Arm nehmen kann, um sie zu trösten? „Corona ist wie ein Brennglas“, sagt Dirk Pörschmann. „Corona verschärft eine Entwicklung, die es auch davor schon gab: Der Tod wird immer unsichtbarer.“

Dirk Pörschmann beschäftigt sich schon lange mit dem Sterben, als Forscher



Trauerarbeit: Um den Altar im Dom St. Bartholomäus stehen Karten mit den Namen von Menschen, die an Corona gestorben sind.

Foto Wonge Bergmann

Der einsame Tod

In der Pandemie sterben viele Menschen ohne jede Begleitung, bei den Begräbnissen muss auf manch tröstendes Ritual verzichtet werden. Verändert Corona die Art, wie wir mit dem Sterben umgehen?

Von Alexander Jürgs

und als Ausstellungsmacher. In Kassel leitet er das Museum für Sepulkralkultur, das sich den Themen Tod, Trauer, Gedenken und Bestattung widmet. In seinem Haus gibt es Ausstellungen von Künstlern, die sich mit dem Tod beschäftigen, oder es wird ein mit dem Sterben zusammenhängendes Thema, zum Beispiel der Suizid, im Detail beleuchtet. Mehr als 20 000 Objekte, die bei Sterberiten verwendet wurden, aus der Zeit des ersten Jahrhunderts bis in die Gegenwart, hält das Museum in seiner Sammlung.

Eine Ausstellung darüber, wie sich das Sterben in der Pandemie verändert, ist in Pörschmanns Haus bislang noch nicht geplant, doch in der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, der er vorsteht, ist schon längst eine Debatte darüber entbrannt, was das Virus mit dem Sterben macht. Auch Pörschmann bezieht dabei Stellung. Er ist, so knapp kann man das zusammenfassen, über die Entwicklung besorgt.

„Die Menschen sterben in der Pandemie ganz offensichtlich mutterseelenallein auf der Intensivstation“, sagt der Mu-

seumsdirektor. „Das erscheint uns als Skandal, aber tatsächlich ist es so, dass viele Menschen auch in den letzten Jahrzehnten schon immer häufiger in Einsamkeit gestorben sind.“ Das werde uns nun, durch das wütende Virus, deutlich vor Augen geführt. Das Sterben wird verdrängt, gehört nicht mehr zum Alltag. „Der Tod ist kein Tabu mehr, schon lange nicht mehr, aber das Sterben an sich sehen wir immer weniger“, sagt Pörschmann. Und auch die Corona-Toten selbst werden weniger gesehen. Verschwinden, wegen der Infektionsgefahr, in Leichensäcken aus Plastik.

Dabei ist es, um die Trauer zu verarbeiten, eigentlich so wichtig, sie wahrzunehmen. „Früher wurde das Sterben anders erlebt“, sagt Pörschmann. „Es war ein Prozess, der sich oft über Wochen zog, der in den Familien begleitet wurde, den man mitbekam. Und wenn ein Mensch dann aus dem Leben trat, dann wurde er für drei Tage aufgebahrt, und man konnte auch noch wahrnehmen, was nach dem

Tod mit dem Leichnam passiert, wie er sich verändert.“ Heute dagegen werde meist „in Institutionen“ gestorben. „Wenn doch noch einmal jemand zu Hause stirbt, dann kommt in der Regel bald der Bestatter. Die Leiche wird abgeholt und mittlerweile in 75 Prozent der Fälle in Deutschland verbrannt. Aus dem Menschen wird ein Haufen Asche.“

Dirk Pörschmann würde sich wünschen, dass trotz Pandemie ein menschenwürdiges, weniger steriles Sterben möglich wäre. Dass es auch Corona-Kranken ermöglicht wird, im Kreis ihrer Angehörigen aus dem Leben zu scheiden. Und er sieht die Gesellschaft in der Pflicht, dafür zu sorgen, auch wenn es aufwendiger und teurer ist als der Status quo. „Ich habe mit Menschen gesprochen, die haben mit ihren Angehörigen das letzte Mal telefoniert, als sie auf der Intensivstation in ein künstliches Koma versetzt wurden. Sie haben sich dann am Telefon verabschiedet, mit lauter Maschinen rundherum, und sind nie wieder aufgewacht. Das ist kein menschenwürdiges Sterben, das ist kein Abschied.“ Pörschmann meint, dass wir

trotz aller notwendigen Hygienemaßnahmen in der Lage sein müssten, solche einsamen Tode zu verhindern.

Heike Rath ist für die da, die Abschied nehmen müssen. Das ist ihr Beruf: Rath führt das Frankfurter Bestattungsinstitut Schwind, einen Familienbetrieb. Der Großvater ihres Mannes hat die Firma vor 85 Jahren gegründet, Heike Raths Tochter soll sie einmal übernehmen, arbeitet auch heute schon gemeinsam mit ihrer Mutter im Betrieb. „Empathie“ sei das Wichtigste in ihrem Beruf, sagt Heike Rath. „Wenn man es nicht von Herzen macht, dann macht man diesen Beruf nicht gut.“

Vor sich auf dem Besprechungstisch hat die Bestatterin ein Herz aus dunklem Holz liegen. Das Herz lässt sich teilen, in einem der Stücke ist Platz für ein Teelicht. Rath legt von diesen Herzen im Moment häufig einen Teil in den Sarg oder die Urne, das andere Stück bekommen die Hinterbliebenen. „Das ist etwas, das vielen hilft, die sich von ihren Angehörigen nicht verabschieden konnten“, sagt sie. „Solch ein Herz ist etwas, das man

festhalten kann, das die Trauer vielleicht ein wenig leichter macht.“

Auch wenn sich seit dem ersten Lockdown einiges zum Positiven verändert habe, wenn bei den Beerdigungen nun wieder mehr erlaubt sei, bleibe die Situation unbefriedigend für die, die über den Verlust eines Menschen trauern. „Alles ist schwer, alles ist anders“, fasst es Rath zusammen. Und viele Trauernde müssten Entscheidungen treffen, die man ihnen gern ersparen würde. Etwa wenn es darum geht, festzulegen, welche Personen in der Trauerhalle mit dabei sein können. Wegen der Hygieneregeln dürfen auf manchen Frankfurter Friedhöfen gerade kaum mehr als ein Dutzend Menschen in die Halle. Da passiere es schnell, dass ein guter Freund oder die Schwiegermutter davor warten müssen, weil schon alle Plätze vergeben sind. Oder die Familien verzichten auf einen Organisten, damit eine Person mehr an der Trauerfeier teilnehmen darf. Über solche Fragen müssen Angehörige sich nun den Kopf zerbrechen. „Das sind Entscheidungen, die sehr belasten“, sagt Rath.

Früher habe sie die Hinterbliebenen, die zu ihr gekommen sind, auch mal berührt, wenn sie weinen mussten, hat sie umarmt, wenn es in der Situation passte und Rath es für hilfreich hielt. Dass das nun nicht mehr möglich ist, sei schmerzhaft. „Das Persönliche, das Emotionale fehlt“, sagt die Bestatterin. Und auch bei den Beerdigungen ist der Zwang zur Distanz ein großes Problem. „Es ist furchtbar, wenn der Sohn, weil die Mindestabstände eingehalten werden müssen, in der Trauerhalle nicht neben der Mutter sitzen und ihr die Hand halten darf.“

Wünscht sie sich deshalb, dass man die Regeln lockere fasst, dass man die Einschränkungen aufgibt? „Nein“, sagt die Bestatterin. „All diese Regeln sind sinnvoll. Das ist ein teuflisches Virus, das uns gar keine andere Wahl lässt.“ Von Gruppen wie den „Querdenkern“, die ein Ende der Corona-Maßnahmen fordern und die Gefahren des Virus herunterspielen, halte sie gar nichts.

Raths Motto lautet deshalb: alles machen, was möglich ist und guttut. Nach Alternativen suchen, die das ersetzen, was nicht erlaubt werden kann. Zum Beispiel darf bei Beerdigungen im Moment keine Erde in das Grab geworfen werden. Die Corona-Regeln verbieten, dass die Trauergäste eine Schaufel verwenden, die von Hand zu Hand geht. Bestatterin Rath bringt deshalb Blüten zu den Begräbnissen mit, die die Trauergäste in das Grab streuen können. Und sie lässt auch mal einen Trauerredner direkt an der Grabstätte sprechen, lässt Musik abspielen, wenn die Trauergäste das Grab erreichen, schmückt es mit besonderen Blumen.

Es sei auffällig, dass seit dem Beginn der Pandemie deutlich mehr Menschen zu ihr kommen, um über die eigene Beerdigung zu sprechen, um ihre eigene Trauerfeier zu planen, sagt Heike Rath. „Das hat sich durch Corona enorm verändert. Die Menschen sind wieder sensibler geworden für das Sterben.“ Über das Ende des Lebens werde nun wieder mehr nachgedacht.

Diese Beobachtung macht auch Dirk Pörschmann, der Direktor des Kasseler Museums für Sepulkralkultur. „Es geht mir nicht um diese Binsenweisheit, dass in jeder Krise eine Chance steckt, aber man spürt doch, dass sich etwas bewegt“, sagt er. „Viele begreifen nun, dass man ohne Trauerrituale, ohne eine Auseinandersetzung mit dem Sterben etwas verliert. Dass wir die Toten gut behandeln, dass wir sie, seit Ewigkeiten schon, schmücken, waschen und schützen, das ist entscheidend für unser Menschsein. Darauf weist uns diese Krise nun noch einmal drastisch hin.“

Adios Miguel, Adolf und Stephan

Im April mussten sich die Frankfurter von vielem Vertrauten verabschieden – nur der Winter konnte sich nur schwer trennen

Der April war in Frankfurt diesmal ein Monat der Abschiede. Die Stadt muss sich in den nächsten Wochen von vielen mehr oder weniger lieb gewonnenen Persönlichkeiten trennen – und bei manchen hat der bevorstehende Abgang sogar für ordentlich Schlagzeilen gesorgt. Noch einigermaßen zu verkraften ist die Sache mit Miguel Casares, dem Direktor des Zoos. Der will nämlich zurück in seine Heimat, aus persönlichen Gründen, wie er sagt. Damit sind nicht etwa die Frankfurter Affen, Flamingos oder Erdmännchen gemeint, sondern es geht um die Familie des Spaniers. Weil die gar nicht erst nach Frankfurt mitgekommen war, als er den Posten antrat, und weiter in Madrid lebte, hat Casares sie seit Beginn der Pandemie kaum gesehen. Und das will er jetzt ändern. Schade, aber verständlich.

Schon schwerer wiegt da der Abgang von Adolf Hütter, genannt Adi. Der österreichische Erfolgstrainer zieht sich ebenso von der gerade im spektakulären Höhenflug befindlichen Eintracht zurück wie Erfolgssportchef Fredi Bobic. Das ist ebenfalls schade – vor allem aber auch ziemlich unverständlich.

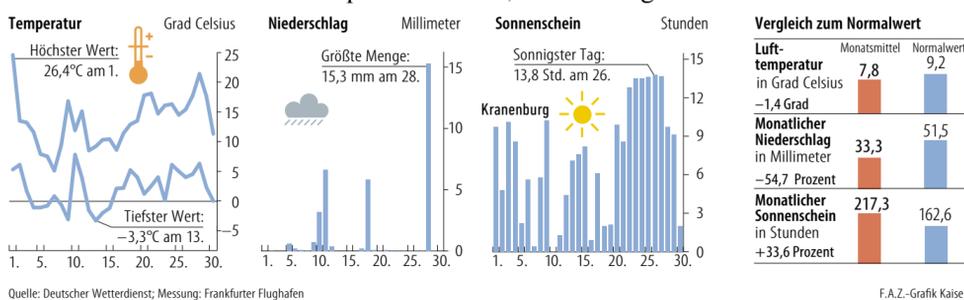
Das richtig große Stühlerücken jedoch findet weder im Zoo noch im Waldstadion statt, sondern im Römer. Dort hat die Kommunalwahl alles durcheinandergebracht, und als Erster muss Stephan Siegl seinen Posten räumen, weil den nächsten Stadtverordnetenvorsteher die Grünen stellen dürfen, die jetzt die stärkste Kraft im Rathaus sind. Und weil sie auch eine neue Koalition ohne die CDU bilden wollen, müssen außer Siegl auch noch



Frühlingsgefühle: Ein bisschen gemütlicher war es im April nur ganz am Anfang und dann zum Ende des Monats.

Foto Lucas Bäuml

Das Wetter in Frankfurt im April: sehr kühl, aber sonnig und trocken



die Stadträte der Union gehen: Uwe Becker, Jan Schneider, Daniela Birkenfeld und Markus Frank. Das klingt wie das Ende einer Ära. Und das ist es wohl auch.

Schließlich war der April sogar aus meteorologischer Sicht ein Monat des Abschieds – allerdings eines verzögerten. Denn während sich der traditionell unsteuere und unberechenbare Frühlingsmonat in den vergangenen Jahren mitunter als verkappter Frühsommer aufspielen konnte, machte er diesmal eher als Frühlingshinderer von sich reden, der den Abschied des Winters so lange wie nur irgend möglich hinauszögerte.

Deutschlandweit war er der kälteste April seit 40 Jahren, hessenweit sogar seit 43 Jahren. Und an der Wetterstation am Frankfurter Flughafen hat es einen so kühlen April zuletzt 1986 gegeben. Damals notierten die Meteorologen ein Monatsmittel von 7,7 Grad – in diesem Jahr waren es 7,8 Grad. Das sind 1,4 Grad weniger als das langjährige Mittel aus der offiziellen Referenzperiode von 1961 bis 1990, was den April immerhin zum neuntältesten seit Beginn der Aufzeichnungen 1936 macht.

Dass der April jener Monat ist, an dem sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten der Klimawandel besonders gezeigt hat, wird deutlich, wenn man das Monatsmittel mit aktuelleren Referenzperioden vergleicht: Nimmt man zum Beispiel den Durchschnittswert der Jahre 1971 bis 2000, dann war der April schon 1,7 Grad zu kalt. Betrachtet man jenen der Periode 1981 bis 2010, dann war es ein Minus von 2,5 Grad. Und wenn man schließlich

die Jahre 1991 bis 2020 heranzieht, dann war der April sogar bemerkenswerte 3,3 Grad zu kalt.

Ein erstaunliches Detail ist dabei die Tatsache, dass die höchste Temperatur des Monats mit 24,6 Grad am 1. April gemessen wurde. So etwas erwarten die Meteorologen normalerweise für das Monatsende, wenn die Tage schon viel länger und die Tagestemperaturen oft früh sommerlich sind. Aber daran war in diesem Jahr nicht zu denken. Gegen Ende des Monats wurde zwar noch einmal die 20-Grad-Marke geknackt, aber dazwischen bewegte sich der April eher zwischen zehn und 15 Grad.

Am Sonnenschein für einen herzerwärmenden Frühlingbeginn hätte es allerdings nicht gemangelt. Und auch die – wieder einmal – zurückhaltenden Niederschläge hätten ein paar schönen, den Winter vergessen machenden Wochen nicht im Wege gestanden. Mit einer Sonnenscheindauer von 217,3 Stunden lag der April immerhin gut ein Drittel über dem Soll von 162,6 Stunden. Das ist natürlich noch meilenweit vom Rekord des Jahres 2007 mit seinen sagenhaften 312,1 Stunden entfernt, aber es reicht immerhin für Platz 16 in der seit 1951 geführten Liste der sonnenscheinreichsten Aprilmonate am Flughafen. Verantwortlich waren dafür vor allem die letzten zehn Tage des Monats – und insbesondere der 26. April, der sich mit seinen 13,8 Sonnenstunden nicht nur am astronomischen Limit bewegte, sondern auch den April-Sonnenschein-Rekord vom 30. April 2007 einstellte konnte.

PETER BADENHOP